

# Belletristische Beilage

## zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.  
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

### Mein Kind.

G. Sch.

Nimmer kann den Blick ich wenden  
Von dem lieben, süßen Kind,  
Das dort mit verschlung'nen Händen  
Schlummert, ach so lieb und lind.

Und ein still verklärtes Lächeln  
Ueberfliegt sein Angesicht  
Und verräth dem stillen Lauscher,  
Daß mit seinem Gott es spricht.

Betend falt' auch ich die Hände,  
Dank' dem Herrn aus Herzensgrund,  
Der in dieser kleinen Spende  
Thut solch großes Wunder kund.

In der Schöpfung weiten Reichen,  
Wie so herrlich sie auch sind,  
Kann kein Ding dem Kinde gleichen,  
Denn das Schönste ist das Kind,

Ist das Bild der reinen Blume,  
Die in Gottes Garten steht,  
Ist aus Gottes Heiligthume  
Ein lebendiges Gebet.

## Die Töchter des Millionärs.

Roman von Etta Pierre. (Deutsch von Alfred Mürenberg.)

1.

### Die Ausgestoßene.

„Moll Dill!“

Die so angeredete Person erhob sich mürrisch von einer der langen Bänke, die das Versammlungszimmer der Besserungsanstalt auf der Hirsch-Insel durchkreuzen, und trat vor. Sie war die letzte von sechs Weibern, deren Namen aufgerufen worden waren.

„Eure Haftzeit läuft heute ab,“ sprach die Matrone zu der Gruppe von Frauenzimmern, „macht Euch jetzt fertig, die Insel zu verlassen.“ Keine Spur von Eifer oder Freude, ja selbst nicht von leidlichem Befriedigtsein zeigte sich auf Moll Dill's dunklem, starrem und böseartigem Gesicht. Von dem durch das hohe Fenster auf sie fallenden Sonnenlicht beleuchtet, stand sie da: eine hagere finsterblickende Gestalt im vorschriftsmäßigen Anzuge des Instituts, einem blauen Kattunkleide und langer Lappschürze, die fast bis auf die Füße reichte. An Sünden war sie ohne Zweifel alt, doch hatte sie keinesfalls mehr als vierzig Lebensjahre gesehen. Eine Wulst von feinem, reichem, leicht mit grau untermischtem Haar war um ihren schön geformten Kopf gewunden; ihre Züge waren fein, ihre Hände hübsch und zierlich geformt. Das Weib war offenbar von guter Herkunft; sie hatte vielleicht einmal der bessern Gesellschaft angehört. Trotz der Verheerungen der Noth und des wüsten Lebens waren Spuren seltener Schönheit sichtbar. Durch welchen dunklen Unstern sie so tief ge-

sunken war, wußte nur Gott und ihr eigenes Herz. Ihre Censur in der Anstalt lautete etwa so:

„Wegen Trunkenheit arretirt. Verdrossen, faul und oft widerspenstig. Ein unverbesserliches Geschöpf.“

Mit der gewohnten trozigen Miene folgte Moll Dill ihren fünf Gefährtinnen in das Kleiderzimmer, wo sie ihre Gefängnisstracht ablegte und das Gewand anzog, das sie trug, als man sie vor drei Monaten auf die Insel brachte: ein altes schwarzes Kleid, ein verschoffenes Tuch, und einen zerknitterten Hut. Hier empfing sie auch, was man damals an Kleinigkeiten an ihr fand: eine zerlumpte Börse mit einigen Kupfermünzen und das billige Blechdaguerotyp eines Kindes. So standen die sechs Geschöpfe — Weiber; von denen Grazie und Glorienschein der Weiblichkeit unwiederbringlich gewichen waren, im Empfangssaale der Anstalt zur Abreise bereit.

„Kommt!“ rief der Beamte, der die Entlassung zu überwachen hatte, und im Gäusemarsch traten sie in den sonnenhellen Tag hinaus.

Moll Dill war die Letzte. Sie ballte drohend die durch das Umschlagetuch bedeckte Faust gegen das große rothe Gebäude, in welchem sie dreizehn lange Wochen gegrollt und gewüthet und sich und die ganze Welt verflucht hatte. Das war ihr einziges Lebenswohl, und dann wanderte sie in den Fußtapsen ihrer Mitgefangenen den breiten Kiesweg entlang, der zur Werft führte.

Hier befand sich eine hölzerne Ufertreppe und ein Schwarz und grün gestreiftes, von vier Ruderern bemanntes Fahrzeug erwartete die Prozession. Die



sechs Weiber kletterten, immer noch von den Beamten bewacht, hinein, Moll zuletzt, und das Boot fuhr quer durch den kleinen, unruhigen „Shirley's Straße“ genannten Kanal auf das Festland zu, zu dessen Laufe nach seinem eigenen stolzen Namen eines schönen Herbsttages im Jahre 1753 Gouverneur Shirley von Massachusetts mit seinen Rudergaleeren unter Militärgepränge und den Geschüßsaluten des Kastells Williams von Boston herübergekommen war.

Die Wellen gingen hoch. Mehr als ein Gefangener war bei dem Versuche zu entweichen und den Kanal zu durchschwimmen, den man nicht mit Unrecht einen zweiten Stry nannte, in den Tod und hinaus in die wilde See gespült worden.

Das Fahrzeug hob und senkte sich in der bewegten Fluth und knirschte endlich gegen den Sand der Bay. Die sechs Weiber sprangen an Land — frei, Hirsch-Eiland und seinen Zwang hinter sich, und vor sich die lange staubige Landstraße, die sie zurückführte in das Elend, die Laster und die Verzweiflung der großen Stadt.

„Adieu, meine Damen!“ rief einer der Bootsleute spöttisch. „Adieu — für eine Saison. Werden bald wieder das Vergnügen haben.“

Eine Salve von Schimpfwörtern war die Antwort. Moll Dill allein sagte nichts — schon wanderte sie die Bucht entlang weiter.

Der Weiler Shirley bietet außer einem einsamen grauen Gasthose, in welchem man im Sommer den Bostoner Epitaphen delikate aber theure Mahlzeiten von Fischen und Geflügel serviert, nichts Interessantes. Die Fahrt aus der dumpfen Stadt nach der Küste ist an schwülen Sommertagen eine Erholung und die eleganten Karossen verleihen dann diesem sonst öden Orte Leben und Abwechslung.

Als Moll Dill, der entlassene Sträfling von Hirsch-Eiland, das Ufer verlassen und die offene Straße betreten hatte, kam eine von zwei prächtigen Vollblutpferden gezogene und einem Kutscher in Livree gelenkte Equipage um die Wegbiegung daher gesauft und drängte die Ausgestoffene heftig zur Seite. Eine Verwünschung lag ihr auf der Zunge, aber sie erstarb unausgesprochen, als ihre zornigen Blicke auf den einzigen Insassen des Wagens fielen — einen blassen, glattrasirten, elegant sommerlich gekleideten Mann von kaltem, aristokratisch-arrogantem Gesichtsausdruck, einen Mann mit dem Gepräge des Wohllebens und Selbstbewußtseins, der sich leicht über den Schlag der offenen Karosse lehnte und verdrießlich die elende Gestalt anstarrte, die seine Pferde beinahe niedergetreten hätten. Mit einem Schrei fuhr Moll Dill zurück; ihr ganzes hageres Gesicht überzog die plötzliche Blässe des Schreckens oder des Hasses — oder auch einer Verainigung von beiden. Sie hatte jene Züge manch langes Jahr nicht gesehen, aber dennoch erkannte sie dieselben — erkannte sie mit einem gefahrdrohenden Aufblitzen ihrer blutunterlaufenen Augen, und wie mit einem Schlag warf sie dem Mann in sein Behagen und seine Pracht die Worte hinein:

„Gott im Himmel! Bist Du das — bist Du's? Sei verflucht! Hundert Mal sei verflucht!“

Jetzt war es an ihm, zu erschrecken; denn wenn

er auch die veränderte, erbärmliche Erscheinung nicht erkannte, so hatte doch ihre Stimme den alten Ton behalten. Er hob sich halb von seinem Sitze, wendete ihr ein Gesicht, bleicher als ihr eigenes, zu und fuhr sich mit der behandschuhten Hand schnell, wie unbewußt an die Kehle, als müsse er ersticken. Doch schon im nächsten Augenblick schien er seine Fassung wieder zu gewinnen. Er fiel in die sammtnen Kissen zurück, die Kutsche rollte dahin, hielt an dem grauen Hotel und der Mann sprang heraus, sagte etwas zu seinem Diener und verschwand in der offenen Thür. Moll Dill wendete sich und ging ihres Weges.

Sie war noch keine zwanzig Schritt weiter gekommen, da hörte sie eilige Tritte, einen keuchenden Athem und sieh da! der betretete Kutscher stand vor ihr mit einem rothglühenden, sehr ärgerlichen Gesichte.

„Haltet mal, Frau!“ herrschte er sie hochmüthig an, „der Herr, der Euch eben begegnete, schickt Euch diese Kleinigkeit und wünscht zu wissen, was Ihr thut.“

Die „Kleinigkeit“ war eine zehn Dollar-Note. Moll blickte den Diener flammend an, zerriß den Schein zu Atomen, warf diese in den Staub und spie darauf.

„Sag ihm;“ sprach sie, „daß ich eben drei Monate auf der Insel da drüben abgeseffen habe und erst heute frei gekommen bin. Drei Monate für Trunkenheit — sag ihm das ja!“ und mit wildem, giftigem Lachen folgte sie der Fährte ihrer fünf Kameradinnen.

Leztere waren ihr jetzt weit voraus — sie hatten von ihrem Abendteuer an der Landstraße nichts gesehen.

„Komm nur mit, Moll!“ riefen sie höhrend. „Was ist mit Dir? Willst Du auf die Insel zurückgehen? Jaß' ein Herz, Alte, wirst sie bald genug wiedersehen.“

Sie gab keine Antwort. Weiter zogen sie vor ihr dahin, wie eine Schaar Geier, sie versuchte nicht, sie einzuholen; sie empfand nicht das Bedürfnis nach ihrer Gesellschaft auf dem Heimwege. — Vergebens riefen sie ihr zu, sie möge ihre Schritte beschleunigen; Moll war in keiner geselligen Stimmung. Bald entzog eine Biegung des Weges Jene ihren Blicken, selbst das Echo ihrer kreischenden Stimmen erstarb — sie sah und hörte sie nicht wieder.

Der Weiler Shirley verschwand in der Ferne. Droben schien die Mittagssonne an einem wolkenlosen Himmel; ein leichter blauer Nebel hing über der sich kräuselnden und tanzenden, hier und da ein weißes Segel oder ein grünes Eiland zeigenden See.

Die Straße, die sich vor Moll Dill's Füßen hinzog, hatte viele Schönheiten; ein sanfter Wind wehte von der Bay herüber, das Gebüsch an den Seiten hallte wider von dem Summen der Insekten. Zur Rechten und zur Linken lagen die glücklichen Heimstätten des Dorfes Winthrop im Sonnenschein. Dies Weib aber, das mit dem Glück in allen seinen Gestalten abgeschlossen hatte, schleppte sich mit niedergeschlagenen, verdrossenen Augen und trockenen, bebenden Lippen, die einen Namen flüsterten — den Namen eines Mannes — weiter durch den Staub. Ihr galt es gleich, ob die Sonne schien und die Vögel jangen oder dann und wann gutgekleidete Personen an ihr vorübergingen und sich umwendeten, um die Unholdin von der Hirschinsel anzustarren. Nein, Moll hatte



an andere Dinge zu denken — an Dinge, die für sie selbst und andere nichts Gutes bedeuteten.

Sie kam an die Brücke von Wintthrop, schritt stumpfsinnig darüber hin, stieg drüben den Hügel hinan und schlenderte, immer noch in Gedanken verloren, weiter, bis sie einen Thorweg erreichte, der rechts in ein einsames Gäßchen führte. Der Fleck war unsäglich öde. Das Dorf lag völlig hinter ihr; kein Haus war in Sicht. Dicht dabei, die Straße entlang, wuchsen Gruppen wilder Kirschbäume, ganze Gebüsche von Flieder und anderen Gewächsen, wie sie die Landstraßen in New-England einfassen.

Moll Dill hielt hier inne, sah sich um und kroch behende in das Dickicht, wo sie sich flach auf den feuchten, kühlen Boden niederstreckte. Sie sah in dieser Stellung einem wilden Thier in seinem Lager nicht unähnlich.

Dort lag sie lange, lauschend und geduldig wartend. Einmal fuhr sie mit der Hand in ihre Tasche, zog das Bildniß des Kindes hervor, führte es an die trocknen Lippen und küßte es.

„Was wird sie sagen, wenn sie mich wieder zurücksieht? sprach sie leise zu sich selbst. „Drei Monate sind eine lange Zeit — vielleicht ist sie todt — sie war krank, als ich ging. Nein, sie werden sie nicht sterben lassen — sie dürfen nicht! Was ich auch gethan habe, mit ihr werden sie gut sein!“

Mit diesem Gedanken schien sie sich selbst zu beruhigen. Das zertratte Bild — es mußte mindestens zehn Jahre alt und sein Original ein erwachsenes Mädchen sein — wieder in die Tasche steckend, legte sie sich unter den Schirm der Büsche zurück und starrte in den Himmel über ihr.

Stunde auf Stunde verging. Die Schatten fingen an sich über Wiesen und Felder auszustrecken; von der Farm drüben hörte man das Brüllen der Kühe. Horch! Ganz in der Nähe wurde noch ein anderer Laut vernehmbar — das Rollen eines Wagens auf dem Kies der Chaussee. Moll Dill erhob den Kopf und lugte aus ihrem Versteck hervor.

Auf der Straße kam eine Kutsche langsam daher gefahren — dieselbe, der sie heut schon einmal begegnet war. In ihren Rissen lehnte der Mann, den sie verwünscht und der ihr dann eine zehn Dollar-Note geschickt hatte. Von einem luxuriösen Mahle heimkehrend, hatte er sich behaglich in seinem Sitze zurücklehnt; seine Hand hielt eine brennende Cigarre, und er selber war offenbar in Gedanken versunken. Er schien das Bild vollendeter Ruhe und Harmlosigkeit!

Und Moll Dill? Bei dem Anblick schien sich ihr matter Körper plötzlich zu stählen. Sie hatte gewußt, daß er hier vorbeikommen werde, daß, wenn sie geduldig wartete, sie ihn heute noch einmal sehen würde — und doch übergieß dieselbe aschfarbene Blässe, welche die erste Begegnung hervorgerufen hatte, ihr Gesicht auf's Neue. Die Karosse kam näher und näher. Weder Herr noch Diener beachteten das Dickicht am Eingange des Gäßchens, noch das wildblickende Gesicht, das hier im Hinterhalt lag. Die Räder schimmerten bei ihren Umdrehungen, die Pferde bissen auf die silbernen Stangen. Er war da — dicht an ihrer Seite! Mit blitzschnellem Griffe erfaßte Moll

einen Feldstein, so eckig und scharf, wie nur einer in der Nähe lag. Noch ein Umdrehen der Räder, noch ein Stampfen der Hufe, und sich zu der Anstrengung zusammenraffend, erhob sie den kräftigen rechten Arm und warf ihr Geschloß gerade in das blasse, kalte, aristokratische Gesicht. Der Stein traf den Insassen an die Stirn, wie ein vom Himmel kommender Donnerkeil. Heiß und purpurn quoll das Blut hervor. Ohne einen Laut sank er bewußtlos in seinen Sitz zurück.

Der Kutscher schrie erschrocken auf, und dies alarmirte nun auch das feurige Zweigespann. Ein Sprung und dann jagte es im Galopp davon. Behend, wie eine Schlange, schlüpfte Moll Dill hinter den Thorweg, kroch einige Schritte weit in das hohe Gras und streckte sich dort, das Gesicht am Boden und den Athem anhaltend nieder.

Inmitten von Wuth und Haß beherrschte sie dennoch eine gewaltige Angst vor dem Entdecktwerden. Die drei Monate auf Hirsch-Eiland hatten ihr eine große Abneigung gegen das Eingesperrtsein zugezogen. Sie horchte, aber hörte nichts, sie wartete, doch nichts Lebendiges, kam, um sie zu stören. Die Kutsche mit den wildgewordenen Pferden, dem blutenden Herrn war verschwunden. Hatte ihr gut gezielter Wurf ihn getödtet? „Ich hoffe es!“ sprach sie wild zu sich selber.

Die Sonne ging unter. Endlich stand Moll vorsichtig auf und lugte auf die Landstraße hinaus. Alles war dort still, kein lebendes Wesen zu sehen. Sie raffte Wuth, setzte den Hut gerade, schüttelte Gras und Blätter vom Tuche und trat hinaus auf den Weg. Eine augenblickliche Beobachtung überzeugte sie, daß keine Gefahr vorhanden war, und ohne weiteren Aufenthalt wanderte sie weiter, der Küste zu.

Es war dunkel, als sie die östliche Fähre in Boston erreichte. Sie bezahlte die Ueberfahrt mit dem letzten Gelde, daß sie in der Welt besaß, und drängte sich so hastig auf das Boot, daß sie beinahe über Bord gefallen wäre. Eine nahestehende Frau erfaßte sie beim Arme.

„Vorsichtig! sagte sie freundlich. „Auf diesen Booten kommt manches Unglück vor.“

Moll schüttelte die helfende Hand heftig ab.

„Kümmre Dich um Dich selbst!“ brummte Sie. „Ich danke Niemandem, der sich zwischen mich und das Wasser drängt. Heut sind's grade dreiundzwanzig Jahre, daß ich mich in dieser selben Bucht von einem solchen Schiff aus ertränken wollte, und verdammt sei die Stunde und der Mann, die mich daran hinderten! Es wäre besser für mich und für ihn, wenn er mich hätte gewähren lassen.“

Dann, an der verdunkten Frau vorüberziehend, kauerte sie sich in die dunkelste Ecke der Kajüte und saß dort, schweigend und bewegungslos, indeß um sie herum bessere und glücklichere Menschen schwachten und lachten und das Boot der hellerleuchteten Stadt zusteuerte.

Als es das jenseitige Ufer berührte, war Moll die erste Person, die auf die Landungsbrücke sprang. Noch einen Augenblick, und sie hatte sich in dem Labyrinth der Gassen des Nord-Ends verloren.



## Die Tochter der Ausgestoßenen.

Ihr Fuß betrat wieder den heimatlichen Boden. Sie bog in einen schmutzigen Winkel ein und betrat einen Branntweinsladen. Ein aufgedunsenes, abstoßendes Weib stand hinter der Schenke.

„Holla!“ rief sie. „Wieder zurück, Moll?“

„Ja,“ antwortete diese, mit bitterer Miene auf sie zuschreitend. „Gieb mir ein Glas Branntwein, ich schmachte danach.“

„Wo ist das Geld?“ fragte die Beherrscherin der Schenke.

„Hab' keins — keinen Cent,“ jammerte Moll Dill; „aber ich werde gewiß von meiner Tochter welches bekommen — das heißt, wenn sie noch lebt. Du weißt wohl nicht, ob sie vielleicht gestorben ist?“

„Ne, Dein Mädchen hält sich nicht mit Leuten wie wir, weißt's ja. Habe nie ein Wort über sie gehört, seit Du fortgingst. Aber erst das Geld, Moll; hier wird nicht gepumpt — Solche Geschäfte machen wir nicht.“

Moll wendete sich grimmig auf dem Absatze herum und verschwand wieder in der Dunkelheit der Nacht.

Ihr nächster Halteplatz war vor dem Eingange eines räucherigen; wackligen Miethshauses des Nord-Ends, das von zwei gemeinen Spelunken eingepfercht war, aus denen Gefiedel, Lärmen und rohes Gelächter erschallte. An der Thür lehnte auf ein Paar Krücken gestützt ein alter, einbeiniger Leierkastenmann, der ein rothes Taschentuch statt des Hutes um den Kopf gewickelt hatte und der Fiedelei daneben zuhörte.

„Joseph!“ rief Moll Dill heftig. „Ist mein Mäd'el hier?“

Der Mann fuhr zusammen und glockte die zerlumpte Gestalt der Fragerin an.

„Heilige des Himmels! Du bist wieder da, was?“ sagte er. „Nein, Dein Mäd'el ist nicht hier. Sie wurde damals krank, und die Leute von der Mission haben sie fortgenommen.“

„Fort — wohin?“ fragte Moll wild.

„Nun,“ versetzte Joseph, „sie hat den Ort für Dich aufgeschrieben, ohne Wissen Jemandes, und den Zettel mir gegeben und mir gesagt, die Damen von der inneren Mission hätten ihr eine anständige Wohnung und Arbeit besorgt. „Meine Mutter,“ sagte sie zu mir, „wird hierherkommen, um mich zu suchen, und wie sie auch sein mag, ich darf nicht vor ihr verstecken. Sie mag gebessert sein und meiner bedürfen, drum lasse ich Dir dies da, Joseph. Gieb es ihr.“

Er zog aus einer Tasche seines zerrissenen Gewandes einen Papierstreifen, auf dem einige Worte gekritzelt waren: aber er hielt ihn wohlweislich außer dem Bereiche der Hand, die Moll Dill begierig danach ausstreckte.

„Wie weiß ich denn, daß Du Dich gebessert hast, Moll, he?“ grinste er. „Und außerdem will ich nicht umsonst das Papier die drei Monate aufbewahrt haben. Du mußt mich gut dafür bezahlen, ehe Du es bekommst.“

„Was habe ich denn zu geben!“ kreischte Moll.

„Gieb's her, Du Schuft! Willst Du mich von meinem Mäd'el fern halten — mich, ihre Mutter?“

„Bist ihr eine saubere Mutter gewesen?“ lachte der Leierkastenmann. „Ich glaube nicht, daß sie einen Tropfen von Deinem Blute in sich hat, Moll. Sie ist Dir nicht ähnlicher, als daß Weiße dem Schwarzen.“

„Was kümmert das Dich?“ grollte die Frau. „Gieb mir das Papier. Ich habe kein einziges Wort von ihr gehört; seit sie mich einsperrten.“

„Du kannst's haben, sobald Du dafür bezahlst,“ entgegnete Joseph von oben herunter. „Ich sehe, Du hast Schuhe an den Füßen und auch einen Shawl. Ich denke, Du wirst auch Geld haben — Du bist eine geriebene, Moll — manche Leute glauben, daß Du Deiner Zeit eine große Dame gewesen sein mußt.“

„Kann Dir und allen andern sehr gleichgiltig sein, was ich gewesen bin. Da, Du Blutsauger, nimm die Schuhe und nimm auch das Tuch und gieb mir das Stückchen Papier dafür — gieb mir's sag' ich, oder ich bringe Dich um!“

Sie sah ganz so aus, als ob sie fähig sei, die Drohung auszuführen. Sie schleuderte ihm die genannten Gegenstände in sein verwittertes fuchsartiges Gesicht, riß den Zettel an sich und eilte, ohne Schuhe, ohne Tuch, die lärmende und schmutzige Gasse hinab und davon.

Beim Lichte eines Ladenfensters hielt sie an und las die auf das Papier gekritzelte Adresse; denn Moll konnte lesen und schreiben und hatte schon manches Buch durchstudirt. Dann sich westwärts wendend, kreuzte sie ein paar Straßen, durchwanderte mehrere dunkle und verwickelte Irrgänge und erreichte endlich einen abgelegenen Hofraum in einer armen, aber doch respektablen Umgebung.

Hier stand Moll unschlüssig still und blickte um sich. Da vernahm sie hinter sich auf dem Pflaster feste Schritte und ein langaufgeschossener junger Bursche wollte, ein lustiges Volkslied pfeifend, an ihr vorbei. Moll faßte ihn am Arme.

„Ach Herr!“ rief sie. „Wissen Sie nicht, ob hier Jemand mit Namen Mercy Dill wohnt? Ein junges Mäd'elchen, Herr, daß sich mit Nähn ernährt?“

Sie machte bei dem matten Lichte des Hofraums eine recht traurige Figur — das Tuch fort, das Haar lose um ihr hageres, abgezehrt Gesicht flatternd, barfuß, die dunklen Augen glühend wie Kohlen. Der junge Mensch starrte sie nur an.

„Mercy Dill“, wiederholte er. „Fräulein Dill? Um des Himmels willen — was wollen Sie von ihr?“

„Ich bin ihre Mutter.“

„Den Teufel auch!“

„Ich frage: Ist sie hier?“

„Einen Augenblick! Sind sie auch gewiß, daß Sie nicht irren?“ Sie warf ihm einen festen zornigen Blick zu.

„Ganz gewiß, Herr. Ich weiß, was Sie denken, aber ich bin dennoch ihre Mutter. Ich komme von der Hirschinsel, vor drei Monaten wurde ich dorthin gebracht.“

(Fortsetzung folgt.)